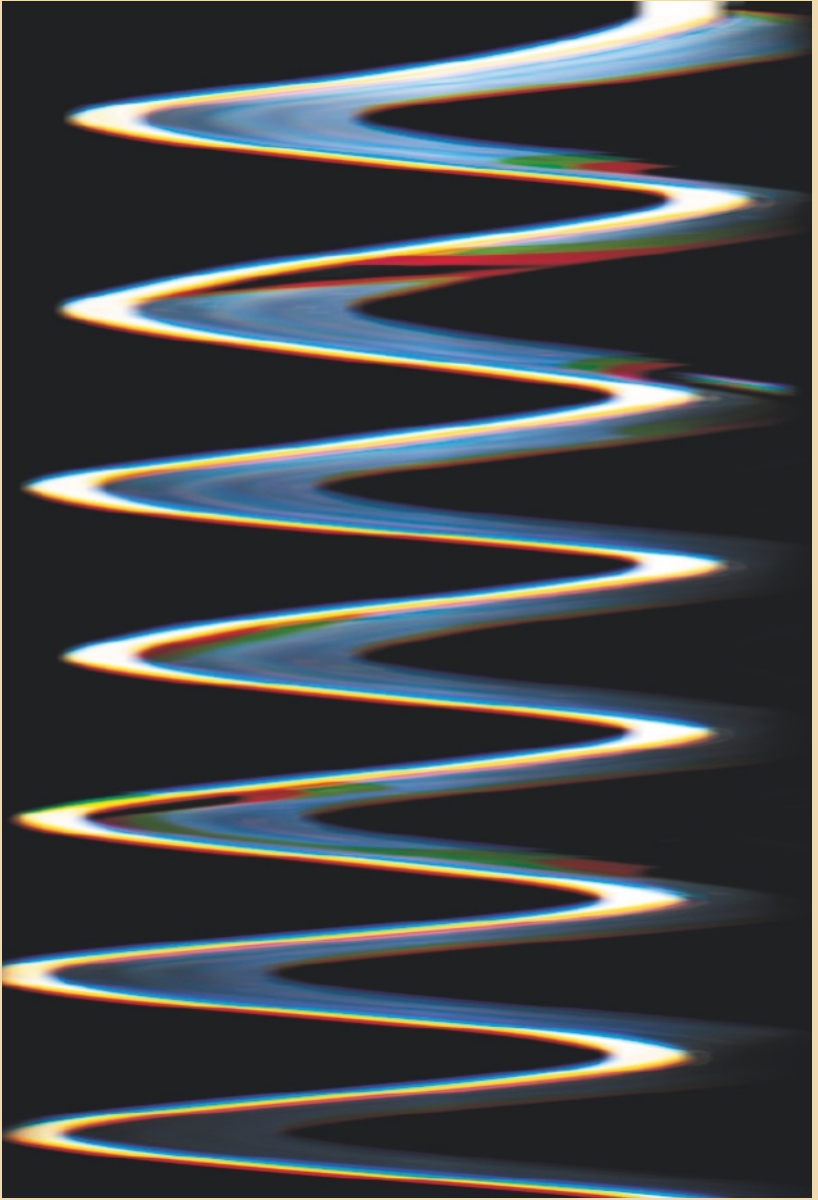


Heinz Helle

SUHRKAMP



ROMAN

Wellen

SV

Heinz Helle
Wellen

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2022

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München

Umschlagabbildung: Carsten Nicolai, chroma wellenform (scan 9) 2015,
Pigmentdruck (Scanograph), 540 x 420 mm,

Courtesy Galerie EIGEN + ART Leipzig/Berlin and Pace Gallery,

© VG Bild-Kunst, Bonn 2022

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert.

ClimatePartner.com/14438-2110-1001

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43077-4

www.suhrkamp.de

Wellen

Am Abend fragst du mich, warum ich dich liebe, und ich sage:
Weil du so riechst, wie du riechst.

Und dann fragst du: Wie rieche ich denn?, und ich sage: So
wie nur du.

Und du lächelst, ich sehe es, obwohl es dunkel ist, und du gibst
mir einen Kuss auf die Stirn, fällst ins Kissen, schläfst ein.

Und ich denke daran, wie wir uns kennenlernten und merkten,
dass wir zusammen sein wollen, und wie wir dann merkten,
dass wir das auch konnten, zusammen sein und gemeinsam
die Welt anschauen und versuchen, ab und zu etwas festzuhal-
ten, in Worte zu fassen, was uns gefällt oder nicht gefällt, was
uns Angst macht, staunen lässt, zum Lachen bringt oder zum
Weinen.

Und dass so was wirklich möglich sein könnte, das hatte ich
mir nicht vorstellen können, bevor wir uns kennenlernten, und
deswegen wurde das dann für mich alles eins, du, ich, die Welt,
die Sprache, und seitdem habe ich nur einen Wunsch: dass das
immer so bleibt.

Ich erwache, als alle noch schlafen.

Ich gehe in die Küche, lasse Wasser ins Spülbecken laufen, nehme den Schwamm in die Hand, höre lautes Geschrei.

Also lege ich den Schwamm wieder hin und greife nach der Thermoskanne, fülle abgekochtes Wasser in eine kleine Plastikflasche, gebe Milchpulver dazu, mache langsame kreisende Bewegungen mit der Flasche und nähere mich dann unserer zweiten Tochter, die erst seit ein paar Wochen auf der Welt ist.

Und als ich endlich bei ihr bin, ist sie bereits so zornig, dass sie nicht mehr trinken kann, sie hustet, verschluckt sich, ich nehme sie hoch, ihr Schreien wird lauter, ich versuche, sie etwas näher an mich zu drücken, um sie zu beruhigen, presse sie an meine Brust, das funktioniert manchmal, auch wenn es sich brutal anfühlt, und ich staune, wie schnell meine innere Ruhe verfliegt und mein Mitgefühl abnimmt, je länger ich sie so höre: hoch, monoton, schrill.

Und irgendwann merke ich, dass es nichts bringt, sie an mich zu drücken, dass sie sich immer weiter wegbeugt von mir mit der ganzen, erstaunlichen Kraft ihres kleinen Körpers, dass ihr

Schreien noch lauter wird, also springe ich vor Wut in die Höhe, sie verstummt, und ich lande auf dem Boden mit ihr in den Armen und gehe in die Knie und halte sie, höre sie nur noch leise schluchzen und spüre, wie sie am ganzen Körper zittert.

Und ich frage mich, wieso ich kein schlechtes Gewissen habe angesichts meiner Unfähigkeit, die Situation anders zu empfinden als nervenzehrend, es ist mir nicht möglich, in dem kleinen, wehrlosen Wesen in meinen Armen in diesem Moment etwas anderes zu sehen als eine möglicherweise defekte Maschine, die mit ein paar richtigen Handgriffen wieder unter Kontrolle zu bekommen wäre, ich spüre meine eigene Kälte auch beim Anblick des jetzt wieder aufgerissenen kleinen Mundes, der darin zuckenden Zunge, stelle mir vor, wie der Schall ihrer Schreie durch mein Gesicht hindurchgeht, durch meinen Schädel, mein Hirn.

Ich frage mich, ob vielleicht das Wasser in der Thermoskanne nicht mehr die richtige Temperatur hat, gehe mit dem brettartigen, lärmenden Wesen in meiner Linken zurück in die Küche, schalte den Wasserkocher ein, schöpfe erneut mehrere Messlöffel Milchpulver in die kleine Plastikflasche und gieße dann etwas von dem bereits vor Stunden abgekochten Wasser aus der Thermoskanne und ein wenig frisches kochendes Wasser dazu, nehme einen kleinen Schluck, um sicher zu sein, dass es nicht zu heiß ist, und sitze kurz darauf auf der Couch, stecke den Sauger der Flasche in den weit aufgerissenen Mund, aus dem mittlerweile ein wellenartig an- und abschwellendes Kreischen kommt, das so heftig ist, dass sich der kleine Körper bei seinen Versuchen, Luft zu holen, wieder verschluckt und von Hustenanfällen erfasst wird, bis Z dann die Milch vom letzten

Mal, als sie es geschafft hat, etwas zu sich zu nehmen, über meine Brust erbricht, und ich beschließe, weder sie noch mich selbst abzuwischen, sondern bewege stattdessen die Flasche mechanisch vor und zurück, vor und zurück, vor und zurück, und im Augenwinkel sehe ich, dass ich, je nachdem, was sie tut, abwechselnd ihr Kinn treffe, ihre Wange oder die Leere ihres zum Schreien geöffneten Mundes.

Und ich weiß, dass so was normal ist.

Ich weiß nur nicht, ob es normal ist, ab und zu hässliche Bilder vor dem inneren Auge zu sehen, in denen die eigene Faust eine Rolle spielt, und ich weiß auch nicht, ob das plötzliche Verständnis für Eltern, die es nicht schaffen, ihre Kinder großzuziehen, die sie vernachlässigen oder ihnen etwas antun, ein Zeichen von zu- oder abnehmender Empathie ist, und ich weiß auch nicht, ob es normal ist, dass man sich fragt, wie man überhaupt Empathie mit etwas empfinden kann, das einen nicht einmal anschaut, geschweige denn mit einem spricht.

Und in dem Moment, als ich mir gerade ganz sicher bin, dass wir alle verloren sind, dass wir keine Chance haben, den unumkehrbaren Zerfall der menschlichen Gemeinschaft in immer schneller erkaltende Individuen aufzuhalten, in dem Moment kommst du und nimmst das schreiende Kind aus meinen Armen und gehst zurück ins Schlafzimmer, und bald ist es still, und ich schlafe auf der Couch, wache auf, als der Wecker klingelt, wecke unsere erste Tochter B, frühstücke mit ihr, sortiere nebenbei die kleinen Leinensäcke für den Adventskalender, helfe ihr beim Anziehen, frage, was sie in den Kalender möchte, Spielsachen oder Süßigkeiten, sie sagt: Spielsachen, und dass

sie einen Adventskranz will, wir verabreden, am Samstag einen zu basteln, sie putzt Zähne, ich hole die Wäsche aus der Maschine im Keller, dann klingelt es, die Nachbarstochter ist da, um mit B gemeinsam zur Schule zu laufen, und kurz darauf stehe ich auf dem Balkon und winke den beiden hinterher und winke noch immer, als sie schon lange wieder auf den Boden schauen, ins Laub, durch das ihre Füße sich vorwärtsbewegen in den Tag.

Und wie lieben möglich sein soll, ohne festzuhalten, hat einem niemand erklärt, oder wie leben, ohne loszulassen, und ich spüre das Frottee über meine Haut reiben in meinem Gesicht, und ich weiß, dass es mir besser gehen wird, wenn ich es dabei ganz fest aufdrücke, das ist ja auch logisch, die Rezeptoren auf meiner Haut, die das Handtuch stimuliert, sind verbunden mit meinem Gehirn, wieso soll es nicht möglich sein, schlechte Gedanken abzutrocknen, und dann muss ich an die Legende denken, die Iwan Karamasow seinem Bruder Aljoscha erzählt, von dem Heiligen, der sich mit einem Kranken hinlegt und seinen fauligen Atem atmet, und daran, dass Iwan das alles für vollkommen übertrieben und sinnlos hält, für eine Lüge zur Aufrechterhaltung der weltlichen Macht der Kirche, für ihn sei diese Art Nähe nicht nur nicht möglich, sondern nicht einmal wünschenswert, und ich weiß noch, dass ich ganz genauso dachte, bis ich die Antwort las, die Aljoscha findet auf die Zweifel seines traurigen Bruders: ein Kuss auf den Mund.

Und vielleicht hat mich dieser Kuss darum damals so sehr berührt, weil er so wahr schien, so klar, nah und schnell und schnell wieder vorbei, denn vielleicht ist das die einzige Art von Wahrheit, die überhaupt möglich ist, die Wahrheit des Augenblicks, Lippen, die sich kurz berühren, und das war's, und

schon im nächsten Moment ist auch wieder die Lüge möglich und nötig, aus Liebe, Langsamkeit oder Staunen, wie bei Hanya Yanagihara, wo Willem jeden Tag absichtlich stolpert und der Länge nach hinfällt, um die gehbehinderten Kinder, die er betreut, zu unterhalten, und es gelingt, und sie lachen sich jeden Tag von neuem kaputt, wie man sagt, doch in Wahrheit lachen sie sich natürlich heil, und was wäre gewonnen, wenn ich Z sagte, sobald sie alt genug wäre, um mich zu verstehen, dass ich nicht den Mut hatte, sie zu küssen, als ich sie auf der Neonatologie liegen sah mit Kabeln in Nase und Mund für Nahrung und Luft, und ich stand daneben, und sie war so klein, und ich wusste nicht, wie ich ihr zeigen könnte, dass ich wollte, dass es ihr gut geht, und ich denke, es lag daran, dass ich, wenn ich ganz ehrlich bin, wahrscheinlich Angst hatte, es zu sehr zu wollen, weil ich dann ja, wenn es ihr nicht gut gehen sollte, irgendwie verloren hätte, in irgendetwas gegen Ich-weiß-auch-nicht-wen, als wäre das alles ein Spiel, also legte ich, auch weil zwei Krankenpflegerinnen dabei waren, nur eine Hand auf ihren Rücken, nahm sie aber bald wieder weg, weil meine Hand natürlich viel kälter war als die Wärmelampe darüber, und erst als ich vorsichtig meine Hand an hob, spürte ich die feinen Härchen auf ihrer roten Haut.

Und ein paar Tage später lese ich in *A Little Life: There were times when the pressure to achieve happiness felt almost oppressive, as if happiness were something that everyone should and could attain, and that any sort of compromise in its pursuit was somehow your fault*, und ich schreibe das ab, weil ich glaube, dass es wichtig sein könnte für uns, und ein paar Minuten später schaffe ich es dennoch nicht, meine Wut zu unterdrücken, als ich dich weinen sehe, beim Blick aus dem Fenster,

vom Sofa aus, mit dem Morgenkaffee in den Händen, die Kleine schläft noch, und die Große ist schon in der Schule, also stehe ich auf und gehe abspülen oder Wäsche aufhängen und denke dabei an den Untergang der 6. Armee.

Und als du mich neulich fragtest, wie es sich anfühlt, Teil eines potenziell gewalttätigen Geschlechts zu sein, dachte ich lange nach, einerseits weil es mir richtig vorkam, eine solche Frage nicht impulsiv zu beantworten, andererseits weil mir bewusst wurde, dass ich mir diese Frage selbst so noch nie gestellt hatte, was erstaunlich ist, da ich ja auch in der Gegenwart lebe, eine Mutter habe und eine Schwester, zwei Töchter, Solnit gelesen habe und auf dem Zürcher Frauenstreik mitmarschiert war und dabei mit einem gewissen Stolz gedacht hatte, dass dank so guter Männer wie mir die Gleichberechtigung unmittelbar bevorstehen müsse, aber den wichtigsten, seltsamsten, interessantesten Aspekt der geschlechtlichen Ungleichheit, nämlich den, dass es die Männer sind, die Gewalt ausüben, hatte ich als Teil meiner Selbstkonstitution bisher komplett ignoriert, dabei weiß ich nicht erst, seit ich im Streit mit dir einen Tisch umgeworfen habe, dass auch in mir Kräfte ruhen, die ich weder benennen noch kontrollieren kann, wenn sie in Bewegung geraten, ich kann nur versuchen, die sie auslösenden Denk- und Fühlmechanismen zu kontrollieren, was mir mithilfe einer Therapeutin seit damals auch einigermaßen gelingt, aber dann fiel mir ein, dass mich meine Fähigkeit zur Vernichtung eigentlich schon viel früher beschäftigt hat, morgens, in der Münchner U-Bahn, unterwegs in die Schule, den Blick auf den Boden gerichtet, wenn andere Kinder einstiegen, die größer waren als ich und stärker und mehr und sich laut unterhielten in fremden Sprachen, und ich mich fragte, ob ich sie, wenn sie mich

angriffen, wohl besiegen könnte und wie genau, mit dem Nothammer neben dem Fenster oder dem Feuerlöscher unter dem Sitz, oder nachts, wenn ich von Bergen abgemagerter Leichen träumte, von zerrissenen Soldaten, an Straßenlaternen aufgehängten Volkssturmmännern, vergewaltigten BDM-Mädels oder prügelnden KZ-Aufsehern, Kindern mit Panzerfäusten vor herannahenden T-34 und Gruben, Gruben, Gruben, gefüllt mit immer langsamer zuckenden Nackten, am Rand reguläre Verbände, Militär, Polizei, Militärpolizei, und ich merke, dass ich mich bei der Frage, wozu ich fähig bin, immer vor allem als Deutschen betrachtet habe und nicht so sehr als Mann.

Und dann ist es Abend, und ich sitze auf einer Bank vor dem Schulgebäude unserer älteren Tochter, gebe der jüngeren die Flasche, ärgere mich stumm über die spanisch sprechenden Frauen genau vor mir, die noch lauter sind als die ohnehin viel zu laute Playback-Musik, die den Chor überdeckt, der vor dem alten, hell angestrahlten Gebäude steht und in dem angeblich auch unser Kind singt, heute Morgen beim Frühstück hat sie noch geübt, ein spanisches Weihnachtslied an einer Zürcher Grundschule, vielleicht sprechen die Frauen vor mir auch deshalb so laut, weil sie das Lied schon kennen, und an das Schulhaus wird groß projiziert: *We stand up for women*, eine Initiative gegen häusliche Gewalt und für Gleichberechtigung, und ich fühle mich noch stärker als sonst auf der richtigen Seite der Geschichte, und plötzlich scheint es mir zum ersten Mal, als würde unser zweites Kind, dem ich die Flasche gebe und das eingewickelt ist in meine französische Armeejacke, mich ansehen, die braunen Augen wirken plötzlich ruhig und klar, fokussiert und ernst, und es scheint jemand hinter ihnen zu sein, nicht wie bei denen der ausgestopften Möwe, die uns

eine Freundin aus Hamburg zur Geburt geschenkt hat und die seitdem im Wohnzimmer auf dem Esstisch steht und mich manchmal anstarrt, frühmorgens, wenn ich um halb vier mit Rückenschmerzen aus dem Bett taumle, mich zu ihr setze mit Stift und Papier und darauf warte, dass meine verschlafenen Augen wieder klar sehen.

Und dann besuche ich einen Freund, der an einem Film über den Klimawandel arbeitet und meine Meinung zum Rohschnitt hören will, und der erste Satz des Off-Sprechers ist: *Ich habe kein Bild für zwei Grad*, während der über die Sommermonate mit weißem Tuch verhüllte Rhonegletscher, braungraue Moränenlandschaften und ein wolkenloser Himmel zu sehen sind, die sich kurz danach vollständig auflösen in Helligkeit, als das Bild so gezeigt wird, wie es aussähe, wenn die Entwicklungsflüssigkeit im Labor um zwei Grad erwärmt wäre, und mit den Worten *die dreimalige Verdoppelung der Menge von Licht* endet der Beginn dieses Films über das Nicht-fassen-Können des schleichenden Untergangs an den Folgen unseres Tuns und der Folgenlosigkeit unseres Wissens, und ich muss an das unangenehmste Wetterphänomen denken, das ich je miterlebt habe, im Sommer, auf einer Autobahnraststätte irgendwo zwischen Hamburg und Bochum, als ein plötzlich aufkommender Wind viel zu früh verdorrte und abgefallene, bereits zu Krümeln zerbröselte rote Blätter aufwirbelt, so dass alles dunkel wird und man Augen, Nase und Mund mit den Händen schützen muss, und in dem Moment, in dem man sich fragt, ob das jetzt das Ende der Welt ist, ebbt der Wind plötzlich ab, und der Staub legt sich, und das Auto ist rot, und man schüttelt den Kopf und steigt ein und startet den Verbrennungsmotor, und das Au-

Benthermometer zeigt 37 Grad Celsius, also legt man sich ein trockenes Tuch hinter den nass geschwitzten Rücken.

Und dann fällt mir plötzlich die Papiertragetasche ein, die ich, nachdem ich das Altglas im Altglascontainer entsorgt hatte, in den für Papier vorgesehenen Container daneben stopfte, und der Container war schon sehr voll, so voll, dass ich mich mit einem Mal fragte, ob das wirklich alles so weitergehen kann, und ich denke, diese Frage hing auch damit zusammen, dass sowohl auf der Tasche als auch auf dem Container ein Satz stand, der das Wort Zukunft enthielt, allerdings ging es auf der Tasche um eine Zukunft für alle, während der Container der städtischen Entsorgungsfirma lediglich von einer Zukunft für Zürich sprach.

Und als ich am nächsten Morgen B vom Balkon hinterherwinke, sind alle Fragen nach Ereignissen, die weiter entfernt sind als das Mittagessen, plötzlich wieder restlos verschwunden aus meinem Bewusstsein; in der Dunkelheit des Wintermorgens zwischen sieben und acht bezieht sich das Wort Zukunft nur auf die verbleibenden Minuten, bis die Nachbarstochter klingelt und B zur Schule abholt, und auf die Wiederholungen, die ich machen werde bis dahin mit Sätzen wie: Komm doch zum Frühstück, magst du Honig in deine Haferflocken, nein, der gepunktete Fleece-Pulli ist zu dick für unter die dicke Jacke, du musst etwas anderes anziehen, bitte zieh einfach irgendeinen ganz normalen Pullover an zwischen T-Shirt und Daunenjacke wie ein ganz normales Kind, und komm vor allem da raus, ich finde es toll, wie du dein Bett umbaut zu einem komplett abgeriegelten, vergitterten und gesicherten Raubtiergehege mit Wassergraben und Außenbereich, aber ich kann so nicht zu dir

kommen, und wenn du willst, dass ich dir beim Anziehen helfe, dann komm jetzt sofort da raus, und nein, ich bin gar nicht streng, jetzt sofort ist kein böses Wort, und ja, vielleicht müsste ich es nicht ganz so laut sagen, aber das würde ich auch nicht, wenn du beim ersten Mal kommen würdest oder zumindest beim zweiten Mal; und ich überlege kurz, ob ich mit meinem Fuß gegen den Playmobil-Traktor treten soll, über den ich gerade gestolpert bin, entscheide mich aber dagegen, und dann kommt sie und zieht einen Pullover an und die Jacke und Mütze und Handschuhe und geht zu dir ins Schlafzimmer, Tschüss sagen, und weckt dabei Z nicht auf, und dann klingelt es, und sie geht und sagt: Winkst du mir noch vom Balkon?, und ich winke vom Balkon, und sie lacht, und es ist vollbracht, sie ist mit Freude, Zuversicht und Mut in den Tag gestartet, und ich denke, es ist meine Aufgabe auf dieser Welt, dafür zu sorgen, dass sie das Haus verlässt mit einem Lächeln.

Und als wir in der Nacht darauf mit Z auf dem Sofa sitzen und ihr Salzwasser in die Nase träufeln, ehe wir ihr mit abgekochtem Wasser angerührtes Milchpulver verabreichen, wird mir bewusst, dass es natürlich keine bessere Entschuldigung gibt für das Aufgeben der eigenen Träume, Sehnsüchte und Überzeugungen als die Verantwortung für ein Kind und dass die Stunden, Tage, Wochen, die vorbeijagen, während man ein Neugeborenes wickelt, füttert, sein Erbrochenes aufwischt, wartet, bis es rülpsst, oder es zum Schlafen bringt, auch als ein sehr aufwendiges Ablenkungsmanöver verstanden werden können von der Tatsache, dass man sowieso nichts Besseres zu tun hätte in Wahrheit, und vielleicht ist dieser Mensch, den man sich da schafft nach seinem Bilde, das Einzige, wozu man fähig ist, und der Glaube, dass das etwas Wertvolles und Wichtiges